

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933**

9.7.1933 (No. 28)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 28



9. Juli 1933

## Sebastian Doll / „Die Tragödie eines Verschollenen“

(Ein Karlsruher Dichter und Schauspieler.)

Als Rudolph Otto Consentius lebte: was wußte man da von ihm? Wenig mehr, als daß er gewisse subalterne Rollen auf der Bühne des Karlsruher Hoftheaters anständig, korrekt, sauber, ohne großen Aufschwung der Seele, des Pathos und des Mimus spielte. Auch von den regen Besuchern und Beobachtern seiner Theaterzeit (es waren die vierziger bis achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts) wußte sich doch heute keiner mehr an eine hervorragende Leistung Consentius' zu erinnern. Sein Spiel, sein Bühnendasein waren selbstverständliche Gegebenheiten von Aufsenberg bis Devrient. Ganz am Anfang, da hat man (Dessoir vor allem) geglaubt, er werde ein großer Charakterdarsteller. Aber das war eine Täuschung. Consentius' künstlerischer Bezirk war nur von bescheidenem Umfang, und das Einzige, wodurch er aus der Menge der bei einer Aufführung nur Helfenden herausragte, war die unermüdete Vielseitigkeit, mit der er die mehr quantitativ als qualitativ bedeutenden kleinen Gestalten verkörperte. Es war keine bössartige Ironie, wenn man deswegen von „Consentius, dem Unvermeidlichen“ sprach. Es war eine Tatsache.

Älteren ist Consentius in Erinnerung als eine sehr eindrucksvolle, schlanke, sportlich-große Erscheinung mit klugem Gesicht und ganz eigenartigen feurigen Augen. Näher haben ihn zuletzt nur noch wenige kennengelernt, weil der Umgang mit ihm immer weniger seine reine Annehmlichkeit wurde. In jüngeren und mittleren Jahren war er sehr quick, sehr geistreich und sehr witzig. Friedrich Lange, das berühmte Mitglied des Karlsruher Theaters, hat erzählt, wie sehr sie Consentius bei Theaterproben durch eine Kette von Kalauern und witzigen Improvisationen aus dem Häuschen bringen konnten. Beinahe hätten sie ihn verhaften, so sehr veralberte sie Consentius. — Der Außenwelt freilich erschien der älter und einsam werdende Mann in einem anderen Lichte. Sie hielt ihn für mehr als stolz, für eitel, arrogant, größenwahnsinnig und spöttelte nicht nur, sondern ärgerte sich auch darüber. Aber man vergaß hierbei eines: Consentius war gegen Ende seines Lebens enttäuscht von diesem Dasein, fühlte sich vernachlässigt, beiseitegeschoben. Das schien ihm unverdient, und das war es auch. Denn Consentius war nicht nur ein mittelmäßiger Schauspieler, dem ein Pastor Moser in den Räubern, ein Schreiber Korb in den Journalisten, ein Schreiber Licht im Zerbrochenen Krug mit Anstand gelangen — Consentius war ein Dichter von vielen Graden. Er wußte das (wirkliche Dichter wissen das) und weil er es wußte, konnte er da noch bescheiden sein? „Bescheiden sind nur die Lumpen“ hat ja Goethe schon gesagt!

Einige biographische Notizen sind zur Erläuterung unerlässlich. 1813 in Konik (bei Marienwerder) geboren, verlor C., als er zwei Jahre alt war, den Vater und mit zwölf Jahren die Mutter. Das väterliche Erbeil läßt sich an ihm nicht erkennen, aber daß er „vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zum Fabulieren“ mitbekam, ist ziemlich sicher. Diese „Fabulierlust“, die sich mit einem seinem Wesen innewohnenden Hang zum Problematisieren verband und (nach dem Tode der Mutter) mit pietistischen Milieueinflüssen durchsetzt wurde, die er mehr gefühlsmäßig als intellektuell auszuhalten bemüht war, haben ihm nach vielen äußeren Daseinschwierigkeiten den Entschluß zu seiner Tragödie „Jesus“

eingegeben. Schon vorher, als er, um sein Militärexamen abzulegen, nach Berlin gekommen war, glaubte er einen magischen Einfluß lebendig gewordener Dichtung, also des Theaters, auf sich zu verspüren. Seine eigene Bühnensehnsucht kam dem entgegen. So steht er eines Tages vor dem Grafen Brühl, dem damaligen Berliner Intendanten, der ihn prüft und, da er selbst ihn im Augenblick nicht verwenden kann, ihn an Tied nach Dresden empfiehlt. Dort kann er allerdings nur im Chor unterkommen. Gleichviel: er bleibt beim Theater, der Militärfarberuf wird liquidiert.

Tied ist voller Güte zu ihm, ermuntert seine Arbeiten, predigt objektive Charakterzeichnung, ermahnt ihn, die Handlung seiner Dramen fortschreiten zu lassen, verlangt die Vermeidung von nur zufälligen Episoden, lobt sein kritisches Urteil, seinen vortrefflichen Geschmack — aber plötzlich ist es aus. Es geht ihm zu langsam vorwärts mit Consentius' Erfolgen. „Legen Sie die Feder nieder, wenn Sie nicht verbittert werden wollen. Sie werden sich nie genügen!“

Das einzige aber, was C. tut, ist dies: er wandert weiter, wandert durch ganz Mitteldeutschland, immer auf der Suche nach einem Engagement, ohne es zu finden. In Stuttgart läßt er seinen „Jesus“ drucken, ein Werk, das wegen der Nachgeschichte erwähnenswert ist, denn es brachte C. drei Monate Haft auf dem Hohen-Asberg ein. Consentius, dem jede blasphemische Absicht ferngelegen war und der mit der Darstellung einer rein menschlichen Liebe Jesu zu Magdalene dramatisierte, was im lateinischen Schauspiel des Mittelalters mehr als einmal mit Wissen und Willen der Geistlichkeit aufgeführt wurde, — Consentius hatte von dieser privaten Tragödie nur einen Vorteil: sein Name wurde rasch und weit berühmt. Aber als er aus der Haft kam, war er schon wieder vergessen. Nur wenige, aber tapfere Geister hielten zu ihm: David Friedrich Strauß war unter ihnen, vor allem aber Otfried Nylus. Consentius' nächster dramatischer Versuch, („Königin Brunhild“) allerdings blieb schon zu seinen Lebzeiten (mit Recht) unbeachtet, und er hat bis heute nichts gewonnen. Er bleibt sein langatmigstes, ungeordnetstes, am schwierigsten zu fassendes Werk.

Mit der Verbesserung seiner äußeren Lebensbedingungen aber, die C. durch sein 1843 erfolgtes Engagement ans Karlsruher Theater erfuhr, ist eine geradezu spürbare Fortentwicklung seiner dichterischen Fähigkeiten zu verzeichnen. Das in Etappen verfaßte Epos „Nostradamus“ wurde 1850 vollendet. Beurteiler, deren Kompetenz war nicht zu bezweifeln wagen, haben zu Consentius' Lebzeiten andere Werke von ihm höher bewertet als dieses Epos. Wir unsererzeit halten „Nostradamus“ für sein gedankenreichstes und dabei formvollendetstes Werk. Die Aufgabe, einen Zeitraum von einer Jahrtausende alten kirchlichen Entwicklung „in eine einzige Nacht zu drängen“, dabei die Souveränität des gigantischen Magier-Heiligen Nostradamus in einer Fülle der Gesichte und sinnlich wahrnehmbarer Außenwelt zu behaupten, die Einheitlichkeit dieses und des Teufel-Charakters durchzuführen und dabei einen stets leicht faßlichen, eingängigen, auch sprachlich gepflegten und zwanglosen Erzählerton, eben den des Fabulierens, beizu-



behalten — dies alles scheint uns in diesem religiösen Epos mit außerordentlicher dichterisch-gestaltender Kraft gelungen zu sein. Consentius selbst hat Kürzungen für möglich und nötig gehalten, sie allerdings nicht durchgeführt. Wären sie es — man könnte sich auch heute keine anregendere Lektüre wünschen als dieses faustische Epos.

Literaturgeschichtlich bedeutsam wäre fast Consentius' nächstes Drama, sein „Alboin“ geworden. Stärker und sichtbar als früher hat sich hier C. um eine Verbindung von Shakespeare-Tiefscher Menschencharakterisierung und klar gegliederter, klassisch-antiker, an Sophokles geschulter Komposition bemüht. Gustav Freytag hat das Drama in unüberbietbarer Kürze so charakterisiert: „Hauptszene: Einer zwingt eine, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, weil sie seine Geliebte ist, worauf diese beschließt, ihn zu töten.“ Dieses, gleichwohl ironisch gemeinte Urteil, sagt Wesentliches über den dramatischen Höhepunkt aus, aber ohne Kenntnis der Fabel und Motive ist dieser sogar von Ed. Devrient gelobter Gipfel des Dramas nicht zu verstehen. Wir wollen hier nicht durch eine Wiedergabe des Inhalts ermüden. Es ist uns auch nicht darum zu tun, in den Streit einzugreifen, der sich 1863 entspann, als eine Partei der Schillerpreis-Kommission für die Prämierung des Consentius'schen „Alboin“ eine andere für Hebbels „Nibelungen“ sich einsetzte. Die Tatsache, daß ein so feinsinniger Kenner der Antike wie August Boeckh sich für Consentius verwandte, wollen wir ebensowenig als ausschlaggebendes Kriterium für C. bewerten wie die Tatsache, daß gerade die „Nibelungen“ auch im dramatischen Schaffen Hebbels schwerlich als Meisterwerk anzusprechen sind. Freytag und sein Freund Ed. Devrient haben sich für Hebbel eingesetzt und beide haben sich auch mit fast ärgerlichem Unmut gegen den Plan, den „Alboin“ preiszufrönen, ausgesprochen. Das Schreiben, mit dem Consentius auf seines Vorgesetzten Devrient Rat: die Druckkosten zu sparen, es rentiere sich nicht, antwortete, ist erhalten. C. spricht in ruhigem, selbstbewußtem Ton, aber sein privates Urteil war um vieles herber. Ob sein Vorwurf, Devrients Urteil als „corrupt“ und besangen zu bezeichnen, da er neben sich kein dramatisches Talent dulden wolle, berechtigt ist — ob es wahr ist, daß (wie Consentius behauptet), Devrients persönliche Interessen die Wahrheit eigener Ansichten nicht haben aufkommen lassen — wir lassen es dahingestellt sein. Daß ein leichtes Ressentiment Devrients gegenüber C. bestand, scheint uns wohl möglich. Vielleicht kommt es daher, daß ein früher aufgeführtes Ballett von Consentius „Die Geige des Teufels“, das in Karlsruhe mit durchschlagendem Erfolg gegeben wurde, Anklänge an ein zu gleicher Zeit in Paris gezeigtes Ballett von Beauval zeigte und C. in den Verdacht des Plagiators brachte, ein Vorwurf, den C. entrüstet, aber leider nicht mit absolutem Erfolg zurückweisen konnte. Es ist auch möglich, daß Devrient, der im privaten Leben scharmant, als Bühnenleiter aber von unumschränktem Herrscherwillen besessen war, den Widerspruch eines Teiles der Preis-Kommission gegen sein Urteil über Consentius' Werk (Devrients Sohn Otto war der Hauptopponent des Vaters!) als Vorwand benützte, um auf seinem, wie er meinte, von reinen künstlerischen Absichten getragenen Urteil zu verharren.

Etwas stimmte hier nicht. Denn als C. sich an den Großherzog persönlich wandte, um ein Eingreifen zu erwirken (über diesen

Befehl selbst mag man verschiedener Ansicht sein) und der Großherzog Devrient eine Aufführung schon mit Rücksicht auf die zwanzigjährige Zugehörigkeit des Autors zur Karlsruher Bühne vorschlug, hat Devrient, entgegen der genauen Wahrheit, geantwortet, das Stück sei von der Preis-Kommission abgelehnt worden. Es blieb dabei: der „Alboin“ wurde nicht aufgeführt.

Die Vorgänge bei der Schillerpreis-Verteilung selbst wurden Consentius erst 1868 bekannt. Glücklicherweise erst 1868 müssen wir sagen, denn der geradezu niederschmetternde Eindruck, den sie auf ihn machten und ihm fortan die Lust an weiteren Bühnenarbeiten nehmen (eine dramatische Grille „Der Traum“ ist ihm fast absichtslos noch entglitten) hätte uns um seine reifste dramatische Leistung, den „Attila“, gebracht. Wer an „Alboin“ noch Zweifel hegen, den dramatischen Zwang zu der Ungeheuerlichkeit zahlreicher Vorgänge und (mit Devrient) ihren Mangel an Uebereinstimmung mit den variablen Charakteren beanstanden mochte, der mußte durch den „Attila“ zu Consentius bekehrt sein. Eugen Kilian hat einmal höchst zutreffend von der klaren und mächtigen Komposition, der fähigen und tragischen Erfindung, der bedeutenden und wahren Charakteristik, der treffenden, zum Teil hinreißenden Sprache dieses Werkes gesprochen und das Stück eines der besten „der letzten Jahre“ genannt. Und auch Mylius ist zustimmend: „Da ist nichts Gemachtes und Forciertes, sondern überall etwas . . . zur Reife in sich Ausgetragenes.“ Unmöglich konnte Devrient an diesem Werk vorbeigehen. Die Aufführung wurde also angezettelt. Sie fiel auf einen Abend, der mit gesellschaftlichen Veranstaltungen überfüllt war. Der Besuch war also spärlich, aber unter den Wenigen waren einige Tiefblickende und die horchten auf. Für den zweiten Abend gab es ein anderes Mißgeschick. Ein wolkenbruchartiger Regen ließ viele zu Hause bleiben. Somit war es erwiesen, daß „Attila“ kein Luststück und für weitere Aufführungen nicht geeignet war.

„Woran, zum Teufel, liegt es denn nur, daß Sie nicht emporkommen und in diesem fruchtlosen Danaidenringen ersticken?“ — so möchte man mit Brachvogel, der Consentius 1867 einen schönen Brief schrieb, ausbrechen.

Ja, woran lag es nur? Consentius wußte es nicht, aber wir müssen verstehen, den Mismut und die leise Misanthropie dieses vom Schicksal dauernd hintangesetzten älter werdenden Mannes zu begreifen. Allein hat Consentius die letzten Pensionsjahre beschloffen, mit nichts anderem beschäftigt, als seinem Lieblingsproblem: der Mathematik. Im Januar 1887 ist er gestorben.

Einige Jahre nach seinem Tode hat Eugen Kilian vor einem interessierten Kreis eine Rede gehalten. Sie galt Rudolph Otto Consentius und trug das Motto „Die Tragödie eines Verschollenen“. Wer sie hörte, war tief ergriffen. Auf unseren verehrten Mitbürger, Hofrat Vierrordt, hat Kilians Rede und das in ihr verlebendigte tragische Dichterjoch zu großen Eindruck gemacht, daß er sich zu einem schönen Gedicht „Consentius“ Geißt an Eugen Kilian“ angeregt fühlte. Uns wiederum hat dieses Gedicht mitveranlaßt, das Andenken an einen wahrhaftigen Menschen, einen zuverlässigen Künstler und hochbegabten Dramatiker neu zu beleben.

## Karl Lang / Der polnische Thronfolgekrieg 1733—35

Ein Kapitel französischer Rheinpolitik und badischer Heimatkunde.

(Schluß)

Ungleich günstiger lagen die Dinge auf französischer Seite. Schon Ende März stand Berwick mit 50 000 Mann wohlgerüsteten Truppen bei Speyer. Ein Korps von 20 000 Mann stieß aus Lothringen in der Richtung Trarbach in das Gebiet von Kurtrier vor und setzte das Land unter schwere Kontribution. Zwischen beiden Gruppen stand, nach jeder Seite zum Einmarsch verwendbar, ein Korps von 30 000 Mann unter dem Herzog von Noailles. Berwicks Operationsplan zielte auf Wegnahme der Festung Philippsburg, um dann von der Basis Straßburg—Fort Louis—Philippsburg den Krieg in breiter Front ins Reich hineinzufragen. Er zog das Korps Noailles an sich und marschierte mit der Hauptmacht südwärts nach Fort Louis ab, um dadurch den Prinzen von Philippsburg wegzulocken. Währenddem war General d'Asfeld von ihm beauftragt, bei Neckarau—Mannheim mit 20 000 Mann über den Rhein zu gehen. Beide Heeresgruppen sollten so die Deutschen in eine Zange nehmen und sich bei Philippsburg die Hand reichen. Schon am 2. Mai passierte Berwick bei Fort Louis den Strom und bezog unter dem Schutz der bis Raßstatt vorgeschobenen Vorhut zwischen Iffezheim und Sandweiler ein Lager.

Seit dem 1. Mai liefen im kaiserlichen Hauptquartier Waghäusel Meldungen über die Bewegungen Berwicks ein. Als nun in der Nacht vom 3. zum 4. Mai, um 1 Uhr, die Nachricht einging, daß starke französische Kolonnen sich drohend der Linie näherten, setzte der Prinz sofort seine ganze Streitmacht nach Mühlburg in Marsch. Er selbst eilte mit der Reiterei voraus und traf zwischen 9 und 10 Uhr im markgräflichen Schloß in Karlsruhe ein. Der Baden-Durlachische Reifemarschall Schott von Schottenstein machte an Stelle des in Basel weilenden Landesherren die Honneurs. Er

berichtet unter anderem: „ . . . so seynd am Dienstag früh (4. Mai) des Prinzen Eugenii Durchlaucht, in Begleitung der Herrn Herzog von Württemberg und Von Bayern anhero Kommen Und in dem Schloß abgestiegen Und haben mich gefraget ob ich nichts zu Mittag zu essen hette, weiln Ihre Kuchen villeicht nicht so balden anlangen köunte, denen dann das wenige so ich vor Mich Kochen lassen offerirt womit Sie auch vorlieb genommen Und haben in sonderheit sich des Herrn Prinzen Eugenii Durchl. an der Tafel ganz aufgemuntert erzeiget, auch die gute einrichtung des gartens angerühmt, dabey aber bedauert, daß Sie da von nicht profitieren köunt, da Sie sich sonst recht darauf gefreuet hetten Und dan und wan Morgens sowohl darinnen als im Fasengarten Promenade machen zu können, wie Sie dann auch die flor nicht gesehen haben, welche doch ohngemein schön gewesen . . .“ Die letzten Bemerkungen beziehen sich auf die bekannte Leidenschaft Karl Wilhelms für die der Mode der Zeit entsprechende Zucht von Blumen insbesondere von Tulpen.

Berwick hatte inzwischen seine Armee bis Mörich—Malsch vorgeschoben. Nach Mörich kam das Hauptquartier. Hier beauftragte er den Herzog von Noailles, die Linie wegzunehmen. Dieser erkundete persönlich von Bruchhausen aus bis in die Tragweite der deutschen Geschütze hinein, kam aber zu der Ueberzeugung, daß der Linie in der Ebene hauptsächlich wegen der Ueberschwemmung des Vorkandes nicht beizukommen sei.

An seiner Seite ritt eine der interessantesten Gestalten des an Abenteurern großen Stils überreichen 18. Jahrhunderts: ein Deutscher, Graf Moritz v. Sachsen. Er war ein illegitimer Sohn Augustus des Starcken und der schönen Gräfin Aurora von Königsmarkt.



Im Spanischen Erbfolgekrieg socht er noch unter Eugen gegen die Franzosen, um dann 1720 in ihre Dienste zu treten. Er träumte eigentlich sein ganzes Leben lang von einem Königreich. Seine Liebesabenteuer (Aldrienne Lecouvreur) machten ihn nicht minder berühmt wie sein militärisches Genie, das ihn namentlich im Oesterreichischen Erbfolgekrieg (1741—48) als „maréchal de France“ den Franzosen Duzende von Siegen, so beim belgischen Fontenoy 1745, gewinnen ließ. Uebrigens wimmelte es in der französischen Armee von Deutschen; marschierten doch unter Berwicks Kommando nicht weniger als fünf aus Deutschen gebildete Fremdenregimenter: Royal-Davière, Saxe, La Marck, Alsace und Appelgrün, zusammen etwa 10 000 Mann.

Das Ergebnis der Erkundung ließ in Noailles den Entschluß reifen, in der Rheinebene in zwei Gruppen gegen die beiden Pinienabschnitte Scheibenhardt—Johannesbrücke und Bruchhausen—Ettingenweier Scheinangriffe zu machen. Wäre so die Aufmerksamkeit der Deutschen gefesselt, sollte eine dritte Kolonne bei Nacht und Nebel oben im Gebirge etwa bei Speffart die Linie durchstoßen. Die Durchführung dieser Aufgabe legte er in die Hand des Generals Marciou. Die Erkundung des waldbedeckten wegearmen Anmarschgeländes übernahm der im Kleinkrieg erprobte Kapitän Galhan, der für alle Fälle noch „6 botten lauter Messer, welche die weg wüßten“, mitnahm.

Die Durchbruchkolonne bestand aus 11 Grenadierkompanien und ebensoviel von der übrigen Infanterie gestellten Sturmtrüppchen. Mit Aexten bewaffnete Malscher Bürger mußten die Kolonne begleiten, um nötigenfalls das Verhaun aufzuhauen. Der Aufstieg erfolgte um Mitternacht während eines fürchterlichen Unwetters, und zwar über den Rimmelsbacher Hof. Zwei Stunden währte es, bis nur die Kolonne oben aufmarschiert und zum Sturm bereit war. Dieser wurde dann bei Tagesgrauen gegen den zwischen Schöllbrunn und Speffart gelegenen Abschnitt der Linie durchgeführt und hatte überraschend schnellen Erfolg. Schwache Kräfte des hier stehenden schwäbischen Kreisregiments Roth räumten nach kurzem Kampf Hals über Kopf die Schanzen. Die Franzosen wollen nur 40 Mann dabei eingebüßt haben. Nachdem so die Linie im Gebirge durchbrochen war, war auch ein Holten der Werke im Rheintal, vor denen übrigens die Franzosen größere Verluste zu verzeichnen hatten, undenkbar. Prinz Eugen ordnete daher die sofortige Räumung der Linie an, die sich unter „entsetzlicher Confusion“ vollzog, und ließ auch die anmarschierende kaiserliche Infanterie kehrt machen. Inzwischen hatte ihn nämlich auch die bedenkliche Meldung vom Rheinübergang des französischen Korps d'Asfeld erreicht.

Dieser hatte seiner Weisung gemäß den Rhein trotz des papierenen Protestes der neutralen Kurpfalz bei Neckarau unter den Kanonen von Mannheim passiert, fand es aber nicht rätlich, weiter auf dem rechten Ufer vorzudringen. Er machte wieder kehrt und überschritt in Höhe Germerstheim—Ruhheim den Strom. Um der drohenden Zange zu entgehen, überließ Prinz Eugen schweren Herzens Philippsburg seinem Schicksal und befahl raschen Abmarsch aller Streitkräfte über Bruchsal—Sinsheim—Heilbronn hinter den schützenden Neckar. Daß er sich noch so glimpflich der gefährlichen Umklammerung entwinden konnte, verdankte er zum Teil dem zaudernden Verhalten Berwicks, der nur mit einer Art Scheu das unheimliche Liniengebiet betrat und zunächst nicht über Linienheim hinaus vorzugehen wagte. Aus dem französischen Hauptquartier, das im „Strauß“ in Mühlburg untergebracht war, erging umgehend der Befehl an die nächsten Reichsstände, täglich 6700 Bauern zwecks Demolierung der Linie zu stellen. Doch konnte das Zerstörungswerk nur unvollständig durchgeführt werden; denn infolge der auch von französischen Quellen beklagten unglaublichen Zuchtlosigkeit in Berwicks Heer und des vor Word und Raub nicht zurückschreckenden Marodeurumwefens war die häuerliche Bevölkerung in die Wälder oder auf die Rheininsel geflüchtet.

Als die Deutschen aus dem Rheintal verschwunden waren, schloß Berwick Philippsburg eng ein und begann es mit aller Macht zu beschießen und zu berennen. 150 Lastschiffe schafften aus Straßburg 104 schwere Kanonen und 42 Mörser herbei. Am 12. Juni riß im Laufgraben eine Kugel dem Marschall den Kopf weg. Den Oberbefehl übernahm General d'Asfeld. Um jeden Entschluß unumgänglich zu machen, legte er außer dem Einschließungsring um die Festung nach außen eine durch Verhaue, Wälder und Sümpfe schwer zu bezwingende sogenannte Circumvallationslinie an.

Nach dem allmählichen Eintreffen leistungsfähiger Reichsvölker (Preußen, Hessen, Dänen) brach Eugen am 19. Juni mit 70 000 Mann aus dem Heilbronner Lager auf und erreichte in bedächtigen Vormarsch über Gochsheim am 26. Juni Bruchsal, von dessen Berg\*) er der schwer ringenden Festung seine Ankunft durch Feuerzeichen signalisierte. Das Entsatzheer lagerte in der Linie Bruchsal—Stettfeld—Langenbrücken. Von hier führte es Prinz Eugen, nachdem er persönlich die französischen Stellungen erkundet hatte, in die Linie Graben—Waghäusel bis auf Kanonenschußweite an den Feind heran. Er sah sich hier in der gleichen Lage wie weiland 1706 vor Turin, fand aber nicht wie damals die Entschlußkraft zum rücksichtslosen Angriff. Es lassen sich mannigfache Gründe zur Entschuldigung dieses Verhaltens anführen: die tatsächlich gewaltige Stärke der feindlichen Stellung, das hohe Alter des Feldherrn, die traurigen Finanzverhältnisse Oesterreichs sowie die zweifelhafte bedrohliche Haltung Bayerns.

\*) Wohl die sogenannte Reserve.

Zimmerhin bleibt diese auch dem Feind unverständliche\*\*) Untätigkeit eine traurige kriegsgeschichtliche Erinnerung. Und so erlebte denn die Welt das erschütternde Schauspiel, daß die tapfere Festung nach rühmlichster Gegenwehr unter den Augen des deutschen Heeres kapitulierte. Am 18. Juli steckte sie die weiße Fahne aus. Gemäß der Kapitulationsurkunde rückte der tapfere Wutgenau mit der Besatzung mit allen kriegerischen Ehren nach Mainz ab. Trotz der schweren Verluste herrschte in Frankreich großer Jubel über die Einnahme Philippsburg, der wichtigen Einfallspforte ins Reich. Der Feldzug 1734 war zugunsten der Franzosen entschieden, zumal sie schon am 29. Juni einen Sieg über die Kaiserlichen bei Parma erfochten hatten.

Die deutsche Armee ging nun wieder in ihre Ausgangsstellung Bruchsal—Langenbrücken zurück (21. Juli). Um sie von hier wegzuloden, machten die Franzosen von Philippsburg aus auf dem linken Ufer einen drohenden Vorstoß gegen das wichtige Mainz, um dann wieder überraschend gegen Offenburg und die mittleren Schwarzwalddörfer zu demonstrieren. Doch Prinz Eugen parierte diese Vorstöße mit entsprechenden Gegenzügen. Wenn es dabei auch zu keiner größeren Aktion kam, so brandschatzten doch die Franzosen die deutschen Lande wie in den Tagen Melacs, so daß Prinz Eugen selbst, freilich vergebens, in einem Schreiben an das französische Hauptquartier gegen die unmenschliche Behandlung der deutschen Bevölkerung protestierte. Mehr Erfolg in dieser Hinsicht hatte der schneidige Reitergeneral Petrasch, der mit einem aus Husaren und Infanterie bestehenden fliegenden Korps unter den Banden der Mordbrenner gehörig aufräumte.

Noch ergebnisloser schlich der Krieg 1735 dahin. Auch da hört man nur vom Husarenkrieg, von Vorpostengefechten, Ueberfällen, Stellungen und Gegenstellungen, Märschen und Gegenmärschen rheinauf, rheinab. Um für alle Fälle dem Feind den Besitz von Philippsburg wertlos zu machen und ihm den Einbruch ins Reich Richtung Heilbronn zu verwehren, entschloß sich der Prinz zu einer verzweifelten Aktion. Er stellte den in der Vorzeit am Fuße des Gebirges hinströmenden Kinzig-Rhein in beschränktem Umfang wieder her. Er ließ die Wasserläufe der Alb, Pfingz, Saal-, Krieg- und Kraichbach stauen und setzte so den ganzen Bruchstreifen von Ettingen über Bruchsal bis nach Ketsch in einer Breite von etwa 500—800 Meter unter Wasser. Man nannte dies Werk, das noch durch Befestigungen verstärkt wurde, die „große Inundation“.

Als endlich im September 15 000 Russen unter General Lasen im deutschen Heerlager bei Heidelberg eintrafen, brach auf Befehl des Prinzen Eugen General v. Sedendorf aus Mainz heraus (30. Sept.) gegen die Mosel vor und erreichte unter mehreren erfolgreichen Gefechten die Gegend von Trier. Die auffallend schwache Gegenwehr der französischen Generale hatte ihren Grund in der Weisung Fleury's, nicht mehr zu schlagen. Die Zeit schien ihm reif zu sein, um die französische Beute auf diplomatischem Wege unter Dach und Fach zu bringen. Er stand schon geraume Zeit mit dem Kaiser in Verhandlungen, zu denen nunmehr auch Prinz Eugen hinzugezogen wurde. Und hier nun brachte die französische Politik ein Meisterstück zustande. Fleury verzichtete auf die polnische Königskrone Leszczynskis, die ihm ja von vorherein gleichgültig gewesen war und nur zur Verhüllung seiner wahren Ziele gedient hatte; denn angesichts der russischen Uebermacht war eine Behauptung des polnischen Thrones durch Leszczynski völlig ausgeschlossen. Ferner gab Fleury dem Kaiser seine Zustimmung zur Pragmatischen Sanktion, die Maria Theresias ungestörte Thronfolge sichern sollte, und erkannte den Kurfürsten von Sachsen als König von Polen an. Dafür aber verlangte er, daß der schon längst zum Gemahl der Kaisertochter Maria Theresia ausersehene Herzog Franz Stephan von Lothringen sein deutsches Erbland an Leszczynski abtrat und dafür beim Aussterben des Hauses Medici das Großherzogtum Toskana bekam. Mit dieser Forderung aber verknüpfte Fleury die Klausel, daß Lothringen nach Leszczynskis Tod in den Besitz der Krone Frankreich übergehe.

So hatte also der französische Kardinal in geschicktem Spiel die polnische Königskrone mit dem lothringischen Herzogshut vertauscht, Frankreich den Anfall eines deutschen Landes gesichert und damit wieder einen entscheidenden Schritt im Kampf um den Rhein getan. Und der kurzschichtige Kaiser Karl VI., dem kein Preis für die Anerkennung seiner Pragmatischen Sanktion zu hoch war, willigte in diesen widerlichen Länderschacher ein und trat das deutsche Reichsland ab, ohne die Reichsstände vorher zu fragen. Die Präliminarien wurden am 3. Oktober 1735 in Wien abgeschlossen. Infolge des Widerstrebens der heiderseitigen Bundesgenossen zogen sich die Verhandlungen hin, so daß der definitive Friede erst am 18. November 1738 bzw. Anfang September 1739 unterfertigt wurde. Die spanischen Bourbonen bestellten das im Kriege dem Kaiser abgenommene Neapel und Sizilien für eine selbständige Sekundogenitur, und Sardinien ergatterte einigen Gebietsgewinn in der Poebene.

Als Leszczynski 1766 starb, wurde Lothringen französische Provinz, behielt aber merkwürdigerweise Sitz und Stimme im deutschen Reichstag. Erst mit dem von Bonaparte diktierten Frieden von Lunéville, der den „Talweg des Rheins“ zur französischen Ostgrenze machte und das Todesurteil über das Heilige Römische Reich deutscher Nation aussprach, wurde auch dies Band zer schnitten.

\*\*) Ein Tagebuch z. B. sagt: „Il est inconcevable qu'il n'ait point tenté de nous Forcer, surtout dans le temps que le Rhin se déborda au point que nous n'eumes aucune communication avec le côté de Spire ...“



## Fritz Knöllner / Varias

Sie sahen sich alle ungemein ähnlich, die Hunde von den Schutthügeln der Wüstenstadt. Es geht aber zu weit, wenn wir den einen den „Schwarzen“, den andern den „Gelben“, den dritten den „Roten“ und wieder einen andern die „Braune“ nennen; es geschieht auch nur zum Behelf.

Sie lebten unweit vom Talsaum des Riesentromes, am Rand der Libyschen Wüste, auf Trümmern einer staubgewordenen Stadt, westlich von den Dächern einer neuen weiß erstrahlenden Stadt, ostwärts von den Pyramiden und Sphinxen.

Sie lagen allesamt in den Abendlöchern, die sie nach dem Lauf der untergehenden Sonne geschaukelt hatten. Das Licht da oben tat gut. Man konnte ungeheuer viel Hitze ertragen; man speicherte sie auf für die Nacht. Nur manchmal, wenn sich die Sonne wie ein glühender Stahl in den Sand bohrt, schlich man in die Mitternachtslöcher.

Sie waren sehr unzufrieden, die von den Schutthäufen, vornehmlich die vier genannten Exemplare, und als sich die Nacht wie ein Mühlrad über ihren Hügel stülpte, krochen sie schleunigst heraus, wütelten, liefen die Hänge hinab und gaben wohl acht, daß sie nicht ins Gebiet der Nachbarhügel gerieten (benn wie alle tüchtigen Nachbarn, waren sie einander gram). Weit und breit keine Spur, keine frische, keine kranke Fährte, nicht ein Ruch von Wild, von Laß in der Luft! War das nicht zum Heulen?

Davon aber auch nicht fatter, setzten sich die vier stadteinwärts in Bewegung. Und von den andern Hügeln trabten gleichfalls welche, furchtbar witternd, nach der Stadt. Nur wenn der Hunger groß, groß und unergründlich, wagte man sich in die Stadt hinein.

Die vier liefen ziemlich schnell. Auch die von den andern Rudeln hoben sich rasch an die Stadt heran. Wer zuerst kam, fand das meiste. Bald aber blieb die „Braune“ ein wenig zurück, dann immer mehr. Zuweilen setzte sie sich hin und schnaufte. Es war auch ganz besonders um sie bestellt. Das Laufen fiel ihr so schwer. Etwas trieb sie in die Stadt, nicht bloß der Hunger. Für das, was sie zu erledigen hatte, schien ihr wohl das Loch im Schutt nicht gut genug. Stöhnend lief sie weiter. Mit großen Augen auf die Stadt zu. Schwanfend wie ein Kornwagen. Die vorne drehten nicht mal die Köpfe nach ihr.

Die drei fanden mancherlei vor, Laß, Gescheide, Knochen. Man hörte ihr Würgen und Schlingen, sonst nichts. Kaum aber, daß sie die ersten Wüsten gechluckt, gerieten sie mit dem bösen Nachbar zusammen. Der Rote kriegte einen schweren Biß ab, der Schwarze vertilgte das Ohr eines Widerjähers. Es war ganz vertuschelt in dieser Nacht. Die Burschen waren zu hungrig. Vor lauter Nempelen kam man nicht zum Fressen. Und als man sich genügend gebissen und blutend in die Dürftige geieilt, benutzten die Hufhunde die allgemeine Erschöpfung und schossen zu einem halben Duzend aus ihren Winkeln hervor, lauter wohlgenährte Gesellen, Kraftproben, denen es gar nicht ums Fressen ging, sondern um den Reiz, die Ehre, das Ortsansehen.

So kam es, daß man, als der Morgen mit tönenendem Glanze über die Dächer flog, völlig zerraut war und so gut wie gar nichts gegessen hatte. Hungrig, wie man erschienen, kehrte man der Stadt den Rücken und lief wieder den Hügeln zu. Nur die Braune, die eben aus einer, von wohlmeinenden Ägyptern in die Hauswand eingelassenen Wassernische gelaßt hatte, blieb bei dem Versuch, die Kameraden aufzuholen, buchstäblich am Wege. Mitten auf der Gasse widersuhr ihr das, was sie zu der langen Fahrt stadteinwärts veranlaßt hatte. Und während sie nun die Welpen säuberte und die vollen Rippen bot, öffneten die Morgenländer ihre Bajare, füllten Araber, Beduinen, Fellachen auf Pferden, Kamelen und Eseln die Gasse, unritten wohl fluchend, aber behutsam den „Kelb“, die Hündin, die die Passage versperrte, und mancher warf ihr was zu, das sie mit lautem Klappen fing.

Das Pyramidenfeld leuchtete rot in der Morgenjonne. Die Hunde waren noch sehr hungrig. Jetzt hörte man das Tuten der Wüstenautos, die die Fremden zu den Pyramiden brachten, jetzt sah man sie, Staubfahnen hinter sich. Und dann wurde es still, ganz still. Eseltrupps rückten heran, klein wie Kriechkäfer. Und bald füllten sie die Luft mit viehischem Brüllen. Sie kamen sich wichtig vor. Sie trugen die reichen Leute, die ihre Wagen schonten und es verschmähten, sich in die Wüstenautos sperren zu lassen. Die Hunde zogen sich tiefer in ihre Morgenlöcher zurück.

Unweit vom Hügel des Schwarzen, des Roten, des Gelben, stapften zwei Esel mit einem Füllen. Auf dem ersten, einer Eselin, saß der Führer, ein Fellache, auf der zweiten Eselin eine junge, sehr junge Dame, die, ein Beißglas in den behand-

schuhten Fingerpißen, nach den Pyramiden blickte. Hoch über dem Zug schwebten drei Geier. Jetzt stieß einer aus Südosten hinzu, dann einer aus Mitternacht. Die drei Kollegen nahmen es krächzend zur Kenntnis. Der Führer sah zu ihnen empor. Die Helle dort oben war unerträglich. Doch die Geier verdienten die Aufmerksamkeit. Das mochten auch die Hunde denken, die ihre stumpfen Schnauzen hin und wieder an den Ausguck brachten.

Das Eselfüllen sauste umher und machte andauernd Sprünge. Dann fiel ihm ein, ob man nicht aus der Mutter ein zweites Frühstück herausquetschen könnte; aber der Führer, der die Mutter ritt, hatte keinen Sinn dafür; vielleicht der Verzögerung oder der jungen Dame wegen, die das Vorhaben des Füllens entdeckte und die Augen gleich wieder zu Pyramidenhöhe erhob. Sodann wollte das Füllen die alte Eselin necken, auf der die junge Dame ritt. Es näherte sich der Eselin, indem es die Hinterbeine in die Luft pfefferte und die Nase in ihre Kruppe stieß. Die Eselin kümmerte sich nicht darum; das beruhigte die junge, ängstliche Dame. Jetzt kniff das Füllen in den Pelz der Eselin. Das mußte schmerzen. Man sah es am heftigen Zucken der Flanke, man sah es daran, daß die Eselin den Kopf wandte und nach dem Füllen schaute. Der Blick mußte etwas an sich haben, etwas Bärenbes, etwas Müdes. Das Füllen hielt verdutzt inne, spreizte alle viere, in Stannen verjunken, dann schwirrte es davon, weit weg, in einem Bogen, und näherte sich schließlich langsam mit nachdenklichen Schritten.

Die alte Eselin war vieltausendmal dieselbe Straße gezogen; sie mochte 50 Jahre zählen. Jetzt ging es nimmer so recht. Ihr Inneres war ausgedörrt, voll Sand, eine Last, schwerer als die junge Dame dort oben. Sie hatte nie viel Wesens aus sich gemacht, die Eselin, sie machte auch aus dem Leiden nicht viel Wesens. Sie stolperte und legte sich zuvorkommend in den Sand, damit sie nicht hinsackte und die junge Dame Schaden erlitt. Die junge Dame nahm auch nur das Glas von den Augen und sagte: „Oh!“ Der Führer aber war mit dem ungelegenen Tod der Eselin nicht so recht einverstanden, er wollte ihn hintanhalten, den Tod, und schlug zu diesem Zweck den gründigen Balg der Eselin. Die mußte es wohl drücken, daß sie ihrem Herrn so unpassend starb; sie schloß nämlich gleich die alten Augen, und gab dadurch zu erkennen, daß sie nun wirklich tot war.

Merkwürdig, jetzt stieg das gute Tier plötzlich im Wert. Ani umhalste es, nannte es seine beste Stute und nahm ihm fürjorglich den Sattel ab, damit es wohl zuguterletzt nicht zu schwer daran trüge. Die junge Dame, eine Amerikanerin, war sehr gerührt. Auch die erste Eselin war das; sie ließ in Vorahnung der Pein des eigenen schmachvollen Todes ein langgezogenes Wiehern hören. Nur das Füllen, unberührt von solchem Weh, umtollte in Hochsprüngen das Sterbebett.

Die junge Dame ritt jetzt die erste Eselin, indessen der Führer, den Sattel auf dem Rücken nebenherging und klagte. Plötzlich ließ sie ein Geträchze, ein Geheul aufschreien. Voll Selbstmitleiden, das Land! Die Hunde, an der Spitze der Schwarze, der Rote, sechsbereit der Gelbe, und die andern vom Rudel hatten sich über die Leiche hergemacht, doch die Hunde vom Bisavis, die guten Nachbarn, wollten sie nicht so allein schmausen lassen und leiteten ihnen Gesellschaft, und während sie eifriges in Eile und Hast hinunterwürgten, sagten sie sich allerhand Grobheiten und fasten sich an den rostrotten Westen. Das aber machten sich die Geier zunutze. Auf ihren weißen, morgendlich rot gefärbten Schwingen ließen sie sich zur Erde gleiten und stießen zu, indem sie die nachblickenden Köpfe mit den krummen Schnäbeln nach den Lichtern der Hunde zückten. Und die Hunde mußten nun wohl oder übel unter sich Frieden schließen und, Schaum vor dem Maul, nach den Geiern schnappen. Es war ein schamloses Gemetzel.

„Oh, oh“, sagte die junge Dame, „was ist das?“

„Das sind Geier“, sagte der Fellache, „und das dort wilde Hunde, die Nachkommen der heiligen Mäden, die bei den Isisprozessionen an der Spitze gingen, die Nachkommen derselben Hunde, die, Gott Anubis geweiht, zu Knopolis begraben wurden.“

„Ach so“, sagte die junge Dame. Sie hatte einmal, sie entsann sich ganz schwach, fern davon läuten hören. Aber auch Ani, der Nachkomme der alten Ägypter, mußte das nur, weil er vor Tagen einen Professor zu führen hatte.

Nicht weit von ihnen standen die Pyramiden, die alten Königsmaier, mit schrägen Schatten, die langsam niederglitten, eine steinerne Uhr der Ewigkeit.

## Max Dennig / Konradins Ende

Auf sein Weil stützt sich der Fenster  
und die Menge gierig gafft:  
Heute fallen goldne Loden,  
heute spricht ein edler Gast!

Vor dem Bloke steht in Fesseln  
bleich der junge Konradin,  
und mit dunklen Augen starrt er  
wie im Traume vor sich hin.

Sieht er seine Heimat leuchten  
fern im holden Maienlicht,  
schaut er seinem tückischem Feinde  
ins verhasste Angesicht?

Um ihn gleißt und lodt das Erbe,  
das ihm schubde ward geraubt,  
stöhnend sinkt er in die Kniee, —  
Und im Staube rollt sein Haupt.